

Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz? Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert

Bericht

Forum C.1: Wissenschaft und Forschung

Charis Goer (Bielefeld)

Das erste der beiden Foren der Sektion C zum Wissenschaftsbetrieb war dem Schwerpunkt Wissenschaft und Forschung gewidmet. In ihren Ausgangsfragen regten die Colloquiums-Veranstalter Carsten Rohde (Karlsruhe) und Mark-Georg Dehrmann (Hannover) an, den Blick in diesem Panel besonders auf zwei Bereiche zu richten: zum einen auf die Situation des akademischen Nachwuchses in der Promotions- wie auch der Postdoc-Phase (z.B. strukturierte Doktorandenausbildung, steigende Zahl von Promovierenden, berufliche Perspektiven innerhalb und außerhalb der Universität) und zum anderen auf die Bedingungen und Modelle germanistischer Forschung (z.B. Verknüpfung von Forschung und Lehre, universitäre und außeruniversitäre Germanistik, Drittmittelforschung). Ausgehend von einem auf zehn Thesen zugespitzten Eröffnungsstatement von Roland Reuß (Heidelberg) konzentrierten sich die Ausführungen der weiteren Podiumsteilnehmer Thorsten Valk (Weimar), Russell Berman (Stanford) und Christian Wollin (Berlin) um Moderator Christoph Deupmann (Karlsruhe) sowie die anschließende Diskussion auf dem Podium und im Plenum vor allem auf zwei Haupt- und zwei Nebenaspekte: das Verhältnis von Groß- und Individualforschung und die Perspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie wissenschaftliche Publikationsformen und das Gutachterwesen.

Groß- und Individualforschung

Die Tendenz der letzten Jahre zur Bildung großer Forscherverbände, etwa von Exzellenzclustern im Rahmen der Exzellenzinitiative, bewertete Roland Reuß in seinem Statement höchst kritisch: Forschung müsse vom individuellen Interesse der einzelnen Forschenden ausgehen, »induktiv und autonom« sein, nicht deduktiv aus Rahmenvorgaben der Drittmittelgeber abgeleitet und extrinsisch durch äußere Zwänge motiviert. Forschungsvorhaben

Dieser Text ist der zusammenfassende Bericht zum Forum C.1 »Wissenschaft und Forschung« auf dem Internationalen Colloquium »Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert«, das vom 4. bis 6. April 2013 im Schloss Herrenhausen in Hannover stattfand.

Die Ergebnisse der Tagung – einschließlich Audiomitschnitten der Podiumsdiskussionen und Vorträge – sind in der Internetpublikation www.perspektiven-der-germanistik.de abrufbar. Sie wurde herausgegeben von Mark-Georg Dehrmann (Hannover) und Carsten Rohde (Karlsruhe).

Das Copyright für diesen Beitrag liegt bei der Autorin.

Veranstaltung und Publikation wurden gefördert von der VolkswagenStiftung Hannover.

dürften nicht, so sein nachdrücklicher Appell, von politischen und ökonomischen Interessen bestimmt werden, sondern müssten »aus der Sache selbst« heraus entwickelt werden. Rahmenprogramme für große Forschungsvorhaben und Graduiertenkollegs und -schulen mit thematischen Vorgaben für den wissenschaftlichen Nachwuchs seien der Wissenschaft nicht zuträglich, weil sie »Sterilität«, »Konformität«, »Gleichgültigkeit und Zynismus« erzeugten, wo das Ziel eigentlich doch die »Ermutigung des eigensinnig forschenden Subjekts« sein müsse. Die Förderung von Forscherverbänden sei deshalb nicht grundsätzlich abzulehnen, jedoch müsse gewährleistet sein, dass diese aus individuellen Forschungsinteressen erwachsen könnten. Abschließend plädierte Reuß nachdrücklich dafür, statt Projekten wieder stärker Personen zu fördern: Die Individualförderung müsse »wieder stärker ins Zentrum der Wissenschaftsförderung rücken«, da die germanistische »Fachkultur und die Spezifik des Gegenstandes« dies erfordere.

Reuß' Forderung nach Autonomie der Forschung wurde vom Podium allgemein geteilt, wobei die Einschätzung, die derzeitigen Förderprogramme bevorzugten Großforschung, relativiert wurde. Thorsten Valk verwies auf die Vielzahl der vorhandenen Förderformate, die sich gegenseitig ergänzen und unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung tragen – zu denken wäre hier an das gesamte Spektrum von Einzelstipendien und eigenen Stellen bis zu Exzellenzclustern und internationalen Netzwerken von unterschiedlichen Geldgebern wie etwa DFG, BMBF, EU, Begabtenförderungswerken und Stiftungen. Deshalb sei nicht von einem Konkurrenz-, sondern einem Komplementärverhältnis zwischen Fördermöglichkeiten für individuelle Initiativ- und kollektive Top-Down-Forschung auszugehen. Erheblicher Bedarf bestehe weniger im Bereich der Personen- und Projektförderung als vielmehr – wie auch in anderen Panels der Tagung wiederholt betont wurde – in der Strukturförderung, die derzeit viel zu schwach ausgebaut sei.

Wissenschaftlicher Nachwuchs

Die von ihm problematisierte Tendenz zur deduktiv gelenkten Forschung zeigt sich für Roland Reuß auch in Graduiertenkollegs und -schulen, die dem wissenschaftlichen Nachwuchs strukturierte Ausbildungswege und thematische Rahmen vorgeben. Die in den 1980er Jahren als Modellversuche in Deutschland erstmals erprobten, ab 1990 auf der Grundlage einer Bund-Länder-Vereinbarung von der DFG geförderten Graduiertenkollegs und die seit 2006 im Rahmen der Exzellenzinitiative gegründeten Graduiertenschulen gehören inzwischen zu den wichtigsten Programmen zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses:¹ Mit leicht rückläufiger Tendenz bei zugleich mehr als verdoppelter Bewilligungssumme gab es 2012 199 Graduiertenkollegs und 37 Graduiertenschulen.² Im

1 Vgl. Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): Monitoring des Förderprogramms Graduiertenkollegs Bericht 2011. Bonn 2011, S. 10 (online abrufbar unter: http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/-evaluation_statistik/programm_evaluation/bericht_dfg_monitoring_grk_2011.pdf [2.6.2013]).

2 Vgl. Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hg.): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013. Bielefeld 2013, S. 129 (online unter <http://www.buwin.de/buwin/2013/> [2.6.2013]).

Sinne der von Albrecht Koschorke bereits 2004 formulierten Beobachtung, Graduiertenkollegs seien zu »Durchlauferhitzern und Jargonschulen für Doktoranden« geworden,³ kritisierte Reuß, in ihnen werde nicht die Entfaltung individueller Forscherpersönlichkeiten gefördert, sondern es würden lediglich konformistische, »quasi-termitische Kopfarbeiter in einer Wissensfabrik« geformt. Entgegen der bekundeten Zielsetzung⁴ seien diese Einrichtungen »auf Dauer nicht wissensfördernd« und nicht geeignet, Innovation und Exzellenz hervorzubringen. Graduiertenkollegs und -schulen, ergänzte er später in der Diskussion, förderten in erster Linie das Renommee ihrer Leitung, statt den Doktoranden selbst und der Forschung zu dienen, sie erfüllten somit vorrangig strategische und nicht inhaltliche Ziele. Statt »in von außen verordneten interdisziplinären Kollegs Zeit zu vergeuden«, empfahl Reuß Doktorandinnen und Doktoranden, den Austausch mit Expertinnen und Experten ihres spezifischen Gebiets zu suchen und sich dem Fachdiskurs zu stellen.

Der generell skeptischen Bewertung der strukturierten Doktorandenausbildung im Eingangsstatement entgegnete Christian Wollin mit dem Verweis auf die Friedrich-Schlegel-Graduiertenschule für literaturwissenschaftliche Studien der FU Berlin als gelungenes Beispiel. Ausgehend von seinen dortigen Erfahrungen als Promotionsstudent benannte er einige Rahmenbedingungen, unter denen diese Form der Doktorandenausbildung durchaus als positiv einzuschätzen sei: eine große thematische Offenheit, ein theoretischer und methodischer Pluralismus, ein »freies« Verhältnis der Promovierenden und Betreuenden unter- und miteinander sowie Spielräume für Eigeninitiativen. Graduiertenschulen böten, so Wollin, dem wissenschaftlichen Nachwuchs eine solche »Konzentration an Möglichkeiten und Mitteln« – internationale Kontakte, Mittel für Tagungen und Reisen etc. –, wie sie bei einer freien Promotion nicht zur Verfügung stünden, und seien daher ein guter Ausgangspunkt für eine akademische Karriere. Eine gewisse Spannung zwischen dem Wunsch nach von eigenen Interessen geleitetem Vorgehen und einem von außen erzeugten Konformitätsdruck konzidierte auch er, wobei dieser nicht notwendigerweise durch die Anforderungen und Erwartungen des Kollegs entstehe, sondern seine Ursachen primär im Wissen um die hohen Anforderungen an den wissenschaftlichen Nachwuchs und die Unwägbarkeiten der akademischen Karriere habe.

Die Befürchtung, durch Graduiertenkollegs und -schulen finde eine Homogenisierung des wissenschaftlichen Nachwuchses statt, lässt sich zwar nicht vollends beheben, doch zumindest relativieren, berücksichtigt man, wie Thorsten Valk betonte, dass wie bei der Forschungsförderung allgemein auch speziell in der Nachwuchsförderung eine große Vielfalt herrscht und eine permanente Ausdifferenzierung stattfindet. So bieten insbesondere die Begabtenförderwerke mit ihren Stipendien für individuelle Projekte eine Alternative zu den strukturierten Promotionsprogrammen und eine wichtige Finanzierungsmöglichkeit insbesondere in den mit Stellen weniger gut ausgestatteten Geisteswissenschaften. Auch hier ist die Promotionsförderung in den letzten Jahren ausgebaut worden: Die Studien-

3 Albrecht Koschorke: »Wissenschaftsbetrieb als Wissenschaftsvernichtung. Einführung in die Paradoxologie des deutschen Hochschulwesens«. In: Dorothee Kimmich und Alexander Thumfart (Hg.): Universität ohne Zukunft? Frankfurt a.M. 2004, S. 142-157, hier S. 154.

4 Vgl. Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): Monitoring (2011), S. 9.

stiftung des deutschen Volkes als größtes deutsches Begabtenförderungswerk hat beispielsweise die Anzahl ihrer Stipendiatinnen und Stipendiaten in der Promotionsförderung von rund 700 im Jahr 2006 auf über 1000 im Jahr 2011 erhöht, wovon Promovierende aus dem Bereich der Sprach- und Kulturwissenschaften gleichbleibend mehr als ein Drittel stellen.⁵

Als noch problematischer wurde einhellig die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Postdoc-Phase eingeschätzt und in diesem Forum eingehend diskutiert. Eine Promotion werde, so Russell Berman, durchaus gesellschaftlich honoriert, aber nicht unbedingt akademisch – Wissenschaft als Beruf auszuüben, nicht nur für die Wissenschaft zu leben, sondern auch von ihr, sei wie schon vor fast 100 Jahren von Max Weber beschrieben, mit großen Unwägbarkeiten verbunden.⁶ Daher sei es dringend notwendig, von universitärer Seite aus anzuerkennen, dass die Promotion nicht allein der »Reproduktion der Fakultät« und der Anbahnung einer akademischen Karriere diene, sondern unterschiedliche, nicht zuletzt außerakademische berufliche Zielperspektiven haben könne. Er verwies auf die derzeitigen Reformprozesse in den USA, die zu einer Verkürzung der Promotionsdauer, die momentan bei durchschnittlich neun Jahren nach dem BA-Abschluss liegt, und einer Verbreiterung der Karriereaussichten führen sollen. In der Diskussion sind dort derzeit zwei Modelle: Im einen, das etwa in Stanford gelte, gehe es vom BA entweder direkt zum PhD oder aber zum MA als einem »Ausstiegsabschluss«, im anderen, das etwa in Virginia gelte, sei der MA als Vorstufe zum PhD konzipiert. Weiterhin ging Berman darauf ein, dass Lehrerfahrung für die Qualifikation des wissenschaftlichen Nachwuchses wichtig sei, dieser für die Lehre jedoch oftmals auch überbeansprucht werde. Daher warnte er vor einer Abkoppelung von Forschung und Lehre, wie sie in den USA im Zuge der Einrichtung von Lecturer- und Adjunct-Professor-Stellen zu beobachten ist. Aufgrund des hohen Aufwands für die Lehre, der zu Lasten der Forschung geht, führe dies für viele Wissenschaftler in diesen Positionen in eine »postdoc trap« ohne weiterführende Perspektive.

Insbesondere die Postdoc-Phase ist durch einen hohen Selektionsdruck und große Instabilität gekennzeichnet.⁷ Als zentrales Problem der Postdoktorandinnen und -doktoranden in Deutschland wurde der Mangel an Stellen, insbesondere unbefristeten Positionen an Universitäten diskutiert. So ist im internationalen Vergleich der Anteil von dauerhaft beschäftigten, selbstständig Forschenden und Lehrenden (Senior Staff) an den deutschen Universitäten besonders klein: In Deutschland waren 2009 13% des hauptberuflichen wissenschaftlichen Personals Professorinnen und Professoren (ohne Juniorprofessuren), in den USA 2010 hingegen insgesamt 61% Full oder Associate Professors. Demgegenüber waren in Deutschland 68% befristete und weitere 17 % unbefristete wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (Assisting Staff) beschäftigt, in den USA lediglich 14% befristete und 1 % unbefristete. Eine mittlere Ebene von selbstständig Lehrenden und Forschenden

5 Vgl. Studienstiftung des deutschen Volkes (Hg.): Jahresbericht 2011. Bonn 2012, S. 52f.

6 Vgl. Max Weber: Geistige Arbeit als Beruf. Vier Vorträge vor dem Freistudentischen Bund. Erster Vortrag: Wissenschaft als Beruf. München/Leipzig 1919.

7 Vgl. Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hg.): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (2013), S. 296-315.

unterhalb der Professur (Junior Staff) ist mit 2% Juniorprofessuren so gut wie nicht vorhanden, während diese in den USA 24% und in Frankreich sogar 40% des Personals ausmachen.⁸ Allerdings beschrieb Russell Berman auch die Situation an den US-amerikanischen Hochschulen weniger optimistisch, da dort die Anzahl der Lehrenden auf befristeten Stellen stark angestiegen sei und zu einer »new faculty majority« mit unsicheren Perspektiven geführt habe. Die prekäre Situation an den deutschen Universitäten wird, wie in der Diskussion deutlich gemacht wurde, zusätzlich durch die häufig sehr kurzen Vertragslaufzeiten der befristeten Stellen und durch die seit der HRG-Novelle 2004 geltende 12-Jahres-Regelung noch verschärft. Letztere gilt zwar nicht, worauf Thorsten Valk hinwies, für außeruniversitäre Einrichtungen wie etwa die Klassik-Stiftung, doch für viele qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler laufe sie faktisch, wie Christiane Heibach (Karlsruhe) konstatierte, auf ein »Berufsverbot« hinaus.

Auch die hierarchischen Strukturen der Universität, die den Mittelbau in Abhängigkeitsverhältnisse verweise, wurden thematisiert. Dabei waren sich die Diskutierenden uneinig in der Frage, ob die Schaffung neuer Stellentypen wie Juniorprofessur oder Nachwuchsgruppenleitung tatsächlich, wie politisch hiermit intendiert, zu einer früheren und größeren Eigenständigkeit promovierter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geführt oder gar eher im Gegenteil Paternalismus befördert habe. Grundsätzlich einig waren sich Podium und Plenum aber in der Forderung, dass die chronische Unterfinanzierung der Hochschulen ein Ende haben und die personelle Grundausstattung der Universitäten deutlich verbessert werden müsse.

Publikationsformen

Im Zusammenhang mit den Anforderungen und Erwartungen der forschungsfördernden Institutionen wurde im Eingangsstatement auch die Frage der Veröffentlichung der Ergebnisse thematisiert. Im Sinne seines vieldiskutierten »Heidelberger Appells« von 2009 plädierte Roland Reuß für Publikationsfreiheit und die Wahrung der Urheberrechte.⁹ Eine Einschränkung der Autorenrechte durch Vorgaben der Geldgeber zu Publikationsform und -ort der Forschungsergebnisse – Reuß hatte insbesondere die Forderung nach Open-Access-Veröffentlichung im Blick – sei nicht akzeptabel. Gäbe es einen »Zielkonflikt zwischen der sachgemessenen Darstellung eines Forschungsergebnisses und der vielbeschworenen kostenfreien Zugänglichkeit«, so müsse im Sinne der Forschungsfreiheit ersterer der Vorrang gegeben werden. Dagegen würdigte Thorsten Valk in Open-Access-Publikationen eine Möglichkeit der Demokratisierung von Forschungsergebnissen. Beispielsweise seien gedruckte Editionen, die meist in kleinen, sehr teuren Auflagen erschienen, nur wenigen verfügbar, wohingegen Open-Access-Regelungen wie die der Klassik

8 Vgl. Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (Hg.): Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs (2013), S. 78-83.

9 Vgl. <http://www.textkritik.de/urheberrecht/appell.pdf> [2.6.2013] und die Debatte: http://open-access-net/de/allgemeines/rechtsfragen/aktuelle_diskussion_um_oa_und_urheberrechte/#c1980 [2.6.2013].

Stiftung Weimar diese Textbestände einem weiten Kreis an Forschenden und Interessierten zugänglich machten.¹⁰ Auch Russell Berman plädierte für ein Selbstverständnis als »public humanities«: Geisteswissenschaften sollten sich am gesellschaftlichen Diskurs beteiligen und öffentlich präsent sein, weshalb sie nicht nur offen für innovative Themen, sondern auch für neue Textgattungen und Präsentationsformen wie Blogs und Websites sein sollten.

Gutachterwesen

An der Begutachtungspraxis von Forschungsförderanträgen bemängelte Roland Reuß in seinem eröffnenden Statement zum einen intransparente Vorentscheidungen in den zuständigen Fachreferaten der Förderinstitutionen und zum anderen eine Anfälligkeit dafür, mit jeweils aktuellen Forschungskonjunkturen konform gehende Anträge zu bevorzugen. Um die Antragsbegutachtung transparenter und professioneller zu gestalten, regte er drei Maßnahmen an: für die Antragstellenden die Möglichkeit zur Appellation einzurichten, die Gutachterinnen und Gutachter namentlich bekannt zu machen und diese zudem angemessen zu bezahlen.¹¹ So könnte, wie Reuß in der Diskussion weiter ausführte, die Motivation, Gutachtertätigkeiten zu übernehmen, »von Macht auf Geld« umgestellt werden: Durch die Vergütung wäre weiterhin ein Anreiz gegeben, Gutachteraufgaben zu übernehmen, zugleich würden durch die namentliche Nennung der Gutachtenden Missbrauchsgefahren des derzeitigen Verfahrens wie die Behinderung von Projekten, die mit den eigenen Vorhaben konkurrieren, oder der Diebstahl fremder Forschungsideen und -ergebnisse beseitigt. Der Vorschlag Claudia Stockingers (Göttingen) aus dem Plenum, statt einer Offenlegung der Gutachtenden vielleicht über eine Anonymisierung der Bewerbungen auf Förderanträge nachzudenken, wurde von Reuß als ungeeignet erachtet, die von ihm bemängelten Machtmissbrauchsmöglichkeiten zu beseitigen.

Dagegen gab Thorsten Valk zu bedenken, dass Honorare kein Garant für eine Qualitätssteigerung bei Gutachten seien – Qualität könne nur durch die intrinsische Motivation der Gutachtenden gewährleistet werden. Zudem stehe zu befürchten, dass bei konstant bleibenden Budgets der Förderinstitutionen die Gutachterhonorare zu Lasten der eigentlichen Forschungsförderung gingen und die Mittel, die für die Bezahlung der Gutachtenden aufgewendet werden müssten, dann für die zu fördernden Anträge fehlten.

Die von Panel-Moderator Christoph Deupmann formulierte Beobachtung, die vielbeschwo-rene »Krise« der Germanistik habe mehr mit Institutionen als mit Gegenständen zu tun, kann als ein Fazit der aspektreichen Diskussion gelten. In der Tat mangelt es dem Fach

10 Vgl. <http://www.klassik-stiftung.de/forschung/digitale-dokumente/digitalisierte-bestaende/>.

11 Vgl. ausführlich Roland Reuß und Volker Rieble: »Die freie Wissenschaft ist bedroht. Kritik an der DFG«. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.10.2011 (online unter <http://www.faz.net/aktuell/-feuilleton/forschung-und-lehre/kritik-an-der-dfg-die-freie-wissenschaft-ist-bedroht-11497511.html> [2.6.2013]) sowie die Gegendarstellung der DFG (online unter: http://www.dfg.de/download/pdf/-dfg_im_profil/reden_stellungnahmen/2011/stellungnahme_zu_faz_artikel_111027.pdf [2.6.2013]).

keinesfalls an erforschenswerten Gegenständen, bewährten Theorien und Modellen und innovativen Perspektiven, es mangelt auch nicht an qualifizierten und motivierten Forscherinnen und Forschern, doch die Bedingungen, unter denen geforscht wird, werden oft als wenig förderlich empfunden. Schwierige Rahmenbedingungen, die teilweise für die Wissenschaft allgemein und mehr noch den Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften gelten, machen sich in der Germanistik besonders deutlich bemerkbar: Hohe fachliche Standards treffen auf eine massive Überlast in der Lehre, steigende Promovierendenzahlen auf eine angespannte Arbeitsmarktsituation innerhalb und außerhalb der Universität, lange akademische Qualifikationswege auf geringe Chancen auf eine Professur, aufwändige Antragsverfahren auf begrenzte Fördermittel. Dennoch könnte man angesichts des unbestreitbar hohen qualitativen und quantitativen Niveaus des Fachs durchaus, wie Jens Bisky (Berlin) in seinem Bericht über die Tagung in der »Süddeutschen Zeitung« resümiert, konstatieren: »Der Germanistik geht es gut«¹² – nur den forschenden und lehrenden Germanistinnen und Germanisten oft nicht.

12 Jens Bisky: »Die Sehnsucht nach Orchideen«. In: Süddeutsche Zeitung, 08.04.2013.